



„Cem Kaplan“: Mert Karaca, 19 Jahre, aus Kreuzberg



„Lucky Kid“: Metehan Kocabasoglu, 17 Jahre, aus Schöneberg



„Pascal Spalter“: Pascal K., 20 Jahre, aus Treptow

Zeig's uns!

Wrestler präsentieren ihre Muskeln, stoßen Schreie aus, gehen ohne Rücksicht aufeinander los. Am Dienstag treffen sich die amerikanischen Stars in der O2-World. Wir haben den Berliner Nachwuchs besucht
Von Alexandra Kilian, Céline Lauer und Reto Klar (Fotos)



„Frank Bouncer“: Oliver Zimmer, 23 Jahre, a

■ Für 30 Euro lässt sich der 17-jährige Metehan Kocabasoglu mal pro Woche verprügeln. Soviel kassieren professionelle Nachwuchs-Wrestler wie er für einen Kampf. Beim ersten Mal 2007 im Böcklerpark, schlug „Chris The Bambikiller“ die Brust blau und Teampartner Mert die Zähne raus. 14 Jahre später stand Metehan da. Doch er stand wieder auf. „Lucky Kid“ taufte ihn sein Trainer deswegen. „Glückskind“.

Nur 20 aktive Wrestler gibt es in Berlin. Sie trainieren die Woche in einer Turnhalle in der Schandauer Straße in Köpenick. Die Wrestling-Schule von Ahmed und Hussein Chahine. „Crazy Sexy Mike“ ist die einzige der Hauptstadt, sie gehört zum zweitgrößten deutschen Wrestling-Verband German Street Wrestling (GSW). Seit zehn Jahren gründen sich immer mehr Verbände, nachdem amerikanische Stars wie „Hulk Hogan“ und „Rock“ oder „The Undertaker“ in den 80er- und 90er-Jahren Wrestling auch bei uns populär machte. Deutschland ist heute die viertgrößte Markt für Wrestler und ihren Sport.

Wrestling ist eine Mischung aus hartem Sport und Show. Jeder Sportler legt sich einen Charakter zu, schlüpft in eine Rolle: Die des Publikumsliebblings, des Bösewichts, des Schurkens. Bei Auftritten werden diese Figuren mit individuellen Kostümen und eigenen Kampfgriffen präsentiert. Die Sachen sind bei den amerikanischen Stars sehr ernst. Deutsches Wrestling unterscheidet sich von dem amerikanischen: Dort sind die Kämpfe in ihrem Ablauf fast immer ein Show. Hier, betonen die Sportler, sei der Ausgang jedes Kampfes offen – auch wenn das oft angezweifelt wird. „Die Kämpfe sind echt“, sagt Trainer „Mike“, „wir müssen's schließlich wissen.“

Die Fan-Gemeinde des Wrestling wächst stetig; im Fernsehen werden regelmäßig Kämpfe übertragen. Dienstagabend der O2-World Amerikas Stars an. Berlins Nachwuchswrestler sind dabei. Unsere vier Wrestler trainieren hart. So lange, bis sie dem Sport ihr Geld verdienen.

DAS GLÜCKSKIND

„Lucky Kid“ Metehan Kocabasoglu, 75 Kilogramm auf 1,75 Meter, ist ein türkischer und Fremdsprachenschüler der Friedrich-List-Schule, so wie sein Bruder im „Sozialpalast“ in Schöneberg. Metehan hat einen eigenen Raum. Über seinem Bett baumeln Medaillen und seine Trophäen. Er hat einen schwarzen Hund, einen goldenen Retriever, ein Brillen-Hufeisen mit Panzerkette.

„Ich möchte ganz groß rauskommen mit dem Wrestling“, sagt Metehan. Er hat seinen Preis. Morgens zwingt sich Metehan zu einem Frühstück aus Kreatintabletten und einem halben Liter Wasser.

Reto Klar



us Mariendorf

glu vier-
lle Nach-
l, im Juni
Metehan
war Me-
ihn sein

zwei Mal
in Neu-
haer alias
hört zum
Stampede
er mehr
an“, „The
hren das
der welt-

Bühnen-
ft in eine
s Come-
ellen Kos-
e ist den
sich vom
bgespro-
Kampfes
mpfe sind
en.“
ernsehen
treten in
ll mitmi-
is sie mit

83 Meter
chläft mit
in einem
Glücks-

ing“, sagt
Metehan
er Prote-

inshake in den Magen. „Das schmeckt so eklig, dass ich jedes Mal aufpassen muss, mich nicht zu übergeben“, sagt er. Süßigkeiten oder Fast Food fasst er überhaupt nicht an. Nachmittags trinkt Metehan dann seinen zweiten Shake, abends trainiert er zwei Stunden im Fitnessstudio.

Für Freunde außerhalb des Sports bleibt kaum Zeit. „Ich bin eh nicht so der Partytyp“, sagt Metehan. Alkohol, Zigaretten, Drogen – das schadet nur. Eine Freundin hat Metehan nicht. Seine Mutter erzählt, dass sie ihn nachts oft vom Wrestling reden hört. Sie sagt: „Ich schreie immer noch, wenn er kämpft, aber es wird besser.“ Ob er für seine Familie aufhören würde? Nein, sagt Metehan. „Dieser Kick, wenn die Leute schreien, weil Du im Ring stehst, das ist Adrenalin pur.“ Und so gut, dass alles andere eher egal sei.

DER TIGER

Mert Karaca ist verletzt. „Knie und Rücken machen Probleme“, sagt der 19-Jährige, der sich zum Sportfachmann ausbilden lässt. Aber darauf nimmt er nur wenig Rücksicht: „Am Wochenende steht schon der nächste Kampf an.“

Karaca kämpft gemeinsam mit „Lucky Kid“, die beiden sind seit drei Jahren ein sogenanntes Tag Team. An seinem 16. Geburtstag ging der Kreuzberger erstmals zum Wrestling, inzwischen treibt er sechsmal pro Woche Sport und ist auf seinen Partner Metehan eingespäht. „Dafür muss man jahrelang trainieren“, sagt er.

Das Duo will sich unterscheiden. Während Lucky Kid in knallgrün antritt, trägt Karaca Boxershorts mit der türkischen Flagge. Sein Spezialgriff heißt „turkish massacer“, sein Kampfname lautet „Cem Kaplan“ – Cem, der Tiger.

Wrestling ist im Grunde immer Teamsport, nicht nur bei Tag Teams. Auch Gegner müssen miteinander umgehen, um spektakulär zu wirken. Einzelkämpfer versuchen, eine Verbindung herzustellen – zum Publikum. Denn die Sportler ringen nicht nur, sie zeigen auch ihre Show. Daher, sagt Mert, sei die Unterstützung der Zuschauer entscheidend: „Wenn Du vor Hunderten Leuten stehst, die Dich nicht kennen, musst Du sie auf Deine Seite ziehen.“

DER SPALTER

„Pascal Spalter“ hat keine Angst. Auf den Video-Aufnahmen vom „Clash in the Country“-Kampf am 27. März 2010 in Dodenau kann man das sehen. Mit einem Schlag haut der 130-Kilo-Mann „Lucky Kid“ Metehan um, dann packt er sich den Jungen und

wirft ihn in die Ringseile. Immer wieder brüllt er dabei, rollt mit den Augen, schüttelt den Schweiß vom Kopf.

„Pascal Spalter“ heißt eigentlich Pascal K. Er ist 20 Jahre alt und wohnt mit Eltern und Geschwistern in Treptow. Und Pascal K., der hat Angst. Dass sein richtiger Name in der Zeitung erscheint. Dann sei er „googlebar“ und bekäme später keinen Job. Pascal K. studiert Recht und Wirtschaft in Wildau. Er erzählt nie von seinem Catcher-Leben. „Es wäre gut, wenn man sich nicht Vorurteile über mich bildet“, sagt er. Fragen über Verletzungen, ob das Ganze Show sei und was er fühle, die würden nerven. Er mache es, weil er das Gefühl, zu gewinnen, so sehr liebt.

Pascal K. hat sein Leben in zwei Hälften geteilt. Seine Freunde kennen seine Wrestling-Freunde nicht. Er vermische das nicht, sagt er. Im Gespräch wirkt der Mann natürlich ganz anders als im Ring. Fröhlich – und verletzlich. Erst nach einer Weile erzählt er Privates. Wie das von seiner Mutter, die vor ein paar Jahren schwer an Krebs erkrankt ist. Sie sei „wieder okay“, aber das Gefühl, das er damals hatte, wolle er sich nicht mehr vorstellen. Pascal K. hat Angst davor.

DER TÜRSTEHER

Den vielleicht größten Fehler seiner Wrestling-Karriere machte Oliver Zimmer nach einem seiner ersten Kämpfe. Da schrieb ihm seine Freundin eine SMS, ob er alles gut überstanden habe – und Zimmer, übel zugerichtet, textete zurück: Ja, er sei nur ein bisschen zertrümmert. „Das war nicht gerade das, was sie hören wollte“, sagt der 1,88-Meter-Mann und grinst. Bis auf ein blaues Auge und Platzwunden sei nichts gewesen.

Im Ring wird der 23-jährige Volkswirtschaftslehre-Student zum Türsteher. Das ist seine Rolle, seit er früher bei einem Security-Dienst gearbeitet hat: „Mein Kampfname ist deshalb „Frank Bouncer“, englisch für Türsteher“, erklärt Zimmer. Der Ring-Charakter ist ein Teil von ihm: „Ich identifiziere mich mit meiner Rolle.“ Wenn er zu den Klängen des Songs „Ready for War“ einmarschiert, trägt er eine verspiegelte Sonnenbrille, ein Headset und ein schwarzes Hemd, das er sich vom Leib reißt. Und sein Markenzeichen besteht darin, den Gegner aus dem Ring zu werfen – im wörtlichen Sinne. „Es wäre ein Traum, vom dem Sport zu leben“, sagt Zimmer, der seit drei Jahren auf sein Ziel hinarbeitet. Was man dazu am meisten benötigt? „Herz“, sagt Oliver Zimmer. Alles andere, Kraft, Ausdauer, Technik, könne man trainieren. „Aber man muss den Willen haben.“

Was treibt eigentlich Männer an, scheinbar hemmungslos aufeinander einzudreschen?

VON SUSANNE LEINEMANN

■ Sigmund Freud, der österreichische Psychoanalytiker, der vor rund hundert Jahren die Sache mit der Couch erfand, hat einmal gesagt: „Derjenige, der zum ersten Mal an Stelle eines Speeres ein Schimpfwort benutzte, war der Begründer der Zivilisation.“ Denn natürlich ist es ein kultureller Fortschritt, sich zu beschimpfen statt sich gleich um die Ecke zu bringen. Der Mensch, egal wie kultiviert er sich gibt, trägt ganz tief verborgen immer auch das Tier in sich, die archaische Bestie, die vom reinen Instinkt beherrscht wird – ihr geht es um das Überleben, das Kämpfen, das Siegen. Der Mensch? Wohl eher der Mann.

Denn während die Frau vermutlich schon in der Steinzeit ein ganzes Repertoire von Schimpfwörtern, hysterischen Tiraden und theatralischen Gesten auf Lager hatte, bevor sie überhaupt nur daran dachte, sich einen Speer zu basteln, brauchten die Männer wohl eine Weile, bis sie die Kraft des Wortes entdeckten. Ein Klischee? Dann beobachten Sie mal Männer, die Einkaufstüten tragen müssen.

Während eine durchschnittliche Hausfrau stillschweigend geduldig den Einkauf nach Hause schleppt, kämpfen Männer mit den Tüten. Sie hassen sie. Sie fühlen sich gedemütigt – sie haben die Hände nicht frei, falls ein Wolf oder ein Feind kommt. Stattdessen hängen links und rechts diese schweren Plastiksäcke an ihnen, darin banale Dinge wie Milch, Eier, Rahmspinat. Richtig schwere Sachen kann man Männer immer schleppen lassen, Klaviere, Kühlschränke. Ihr Körper schreit nach der Herausforderung. Aber den stinknormalen Einkauf? Das ist unter ihrer Würde. Die Kerle zerrn und reißen fluchend

die Tüten die Treppe rauf und machen aus dem Wochenend-einkauf ein riesiges Theater.

Weil aber das Leben aus einer Anhäufung von stinknormalen Alltagsaufgaben besteht, gibt es die Sublimierung. Der Ausdruck stammt auch von Freud und bedeutet: Die tierischen Triebe werden umgelenkt – in irgendetwas, was gesellschaftlich anerkannt ist. Und damit wären wir beim Wrestling. Massige, schwitzende, muskulöse Körper, die scheinbar hemmungslos aufeinander eindreschen. Alles in knapper Bekleidung, damit jedes Zucken der Muskeln zu sehen ist. Wer je einen Wrestlingkampf besucht, der weiß: Jedes bisschen Kultivierung ist nur Fassade. Taucht ein Wrestler in Hemd und Anzug im Ring auf, dauert es wenige Minuten, bis das kulturell etablierte Kleidungsstück zerfetzt in der Ecke liegt. Überhaupt der Ring. Auch der ist nur scheinbare Begrenzung. Ist ein Wrestling richtig in Fahrt, ist auf absperrende Gummibänder und auf die Matte gepfiffen. Gekämpft werden kann überall – drinnen, draußen, unter den Zuschauern. Es ist wie im richtigen Steinzeit-Leben.

GROSSES GEJOHLE ALS BELohnUNG

Kein Wunder, dass Frauen in der Wrestling-Szene nur eine untergeordnete Rolle spielen. Sie sind höchstens Auslöser für blutige Racheefeldzüge. Die langbeinige Brünette im knappen Minikleid – ist sie nicht die Ex des einen Wrestlers, der jetzt dem Nachfolger am liebsten die Seele aus dem Leib prügeln möchte? Das männliche Publikum liebt solche Geschichten. Sie belohnen so etwas mit großem Gejohle.

Ist das schlimm? Aber nein. Versuchen Sie sich als Frau mal in einen Mann hineinzusetzen. Ist es ein echter Mann, ein junger noch dazu, dann hat er diesen Körper voller Kraft, voller Testosteron. Ein Muskelberg und tief darin ein kleines Seelchen. Ständig muss er reden, sich erklären – seiner Frau, seiner Freundin, seinem Chef, inzwischen sogar seinen Kindern. Er wohnt in einer von der Partnerin liebevoll eingerichteten Wohnung, auf der Toilette finden sich eine roséfarbene Seife in Form eines Seesterns und ein florales Gästehandtuch. Das Wohnzimmer ist dekoriert mit Plüschtieren und falschen Blumen. Er ist umgeben von Plüsch und Kultur. Und das Tier in ihm? Das knurrt. Es ist hungrig, es will Nahrung.

Also sollte man ihn ziehen lassen. Dorthin, wo es eine Weile zur Sache geht. Wo gebrüllt, gekämpft wird. Er braucht es ab und zu. Und keine Sorge. Danach wird er wieder Tüten tragen.